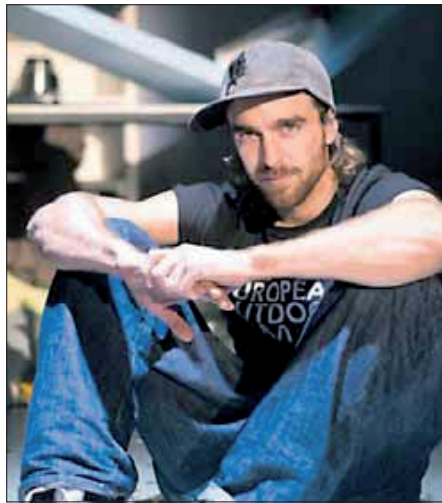


## Mit dem Skateboard zur Probe

Jetzt machen wir mal was: Simon Solberg rupft sich im Volkstheater den „Faust“ zurecht

Simon Solberg inszeniert Goethes „Faust“ am Volkstheater. Und nicht: Goethes „Faust“ wird von Simon Solberg am Volkstheater inszeniert (Premiere morgen, 19.30 Uhr). Was in diesen Worten als wahre Faustregel in einem stilistischen Ratgeber über das Schreibhandwerk stehen könnte, ist im Zusammenhang mit Solberg geradezu ein selbstverständliches Muss. Denn Passivkonstruktionen mögen so überhaupt nicht zu dem 29-jährigen Regisseur passen, der über das Schauspiel Frankfurt und das Mannheimer Nationaltheater nun ans Münchner Volkstheater kam, um als nächste Station mit dem Maxim-Gorki-Theater eines der derzeit vielleicht interessantesten Hauptstadt-Theater anzusteuern.

Aktivität, nur die hat seine atemberaubend schnelle Karriere wahrscheinlich erst ermöglicht. Den Sprung vom Hospitanten über den Assistenten bis zur ersten eigenen Inszenierung in nur einem Jahr zu schaffen, ist angesichts der zahllosen auf lebenslang zum Assistentendasein verurteilten, gescheiterten Existenzen bemerkenswert. Bei ihm klappte es, indem er „total penetrant“ gewesen sei: Solberg kam gleich am Anfang seiner Assistenz mit vier, fünf Konzepten zum Frankfurter Chefdramaturgen und war enttäuscht, dass generell im ersten Jahr noch nichts eigenes möglich wäre, er hätte am liebsten sofort losgelegt. Und dabei kann man ihm kein Karriere-Kalkül un-



Simon Solberg. Foto: Gabriela Neeb

terstellen, da ist kein unangenehmes Klassenprimus-Gehabe: Dem Jungen in Sweatshirt und Baseballkappe, der auch auf dem Skateboard zur Probe fahren könnte, nimmt man sofort ab, dass er einfach nur Theater machen will. Förmliche Bewerbungen schreiben kann er gar nicht; man holt ihn, weil man seine Arbeit – oder Konzepte – kennt. Wie zum Beispiel Armin Petras, der ihn nach gemeinsamer Zeit in Frankfurt nun nach Berlin mitnimmt. Smalltalk und Netzwerkpflge beim Premierenempfang ist

auch nicht Solbergs Ding, wie er sich überhaupt jenem jugendlichen Idealismus verbunden fühlt, der ihn auch zur „Faust“-Vorbereitung das „Schwarzbuch der Markenfirmen“ oder Michael Jaegers „Global Player Faust“ lesen lässt, um Goethe mit pointierter Globalisierungskritik anzureichern.

Denn natürlich trat Solberg auch dem Text sehr aktiv entgegen – und strich lustvoll die Seiten durch. Erst dann habe ihm die Arbeit am Werk des „mit am meisten überschätzten deutschen Dichters“ Spaß gemacht. Für die Besetzung hat sich Solberg mit jedem einzelnen Ensemble-Mitglied über Lesarten und eigene Sichtweisen unterhalten, bis er ein durchwegs junges Team um sich scharen konnte, das immer genauso aktiv bei der Sache ist, wie er. Sich auf der Bühne „zwei Stunden lang nur dem eigenen Leiden zu ergeben“, macht ihn wütend. Nichts hasse er mehr, als „wenn sich jemand bedienen lässt“; sei es der Regisseur, der auf der Probe nur Angebote fordert, noch der Schauspieler, der stets verneint und selbst keinen Vorschlag hat.

Simon Solberg macht also; er macht bunte Stücke über seine Generation, er macht junge spielfreudige Ensembles, macht Konzepte, vielleicht auch noch ein paar Filme und er macht vor allem – Theater-Karriere. MATTHIAS WEIGEL

Verantwortlich: Franz Kotteder

## Das Kind in der Zauberkiste

„Performance über das inszenierte Verschwinden“ im i-camp

Es war schon die richtige Art von Licht. Auch wenn sich die Magie im i-camp in Grenzen hielt. Aber Ladislav Zajac gestaltete einen Raum für die Tanztheater-Performance „Not the right kind of light for a magic act“ von Philip Bergmann und Arne Forke, der Zauberkasten und Jungfrauenkiste ist, in dem Magiertypischen Dunkelglanz, dessen Boden zwar spiegelt, aber trotzdem absorbiert. So konnte auch das Licht von Britta Mayer und Rainer Ludwig vom Boden seltsam indirekt reflektiert die Gesichter der fünf Performer kühl und distanziert erscheinen – und natürlich wieder verschwinden – lassen.

Es war ja auch eine „Performance über das inszenierte Verschwinden“, so hieß es zumindest irgendwann im vornherein einmal. Scheint ein praktisches Ding zu sein, so eine „Performance“: Dieses Etikett nimmt anscheinend erfolgreich jeglichen Druck von den Eltern, das eigene Bühnenkind regelmäßig mit Dramaturgie zu füttern, es ab und zu mal zur Artikulation zu ermahnen oder es davon abzuhalten, sich narzisstisch ins eigene Spiegelbild zu verlieben. Die „Performance“, ein klassisches gescheitertes Alt-

achtundsechziger-Kind, vom antiautoritär erzogenen Nachwuchs zum andauernd ausgezogenen Nichtsnutz, der selbstzufrieden auf der Bühne herumfläzt?

Aber diesseits wie jenseits der Metapher muss man jedes Individuum wohl auch als solches betrachten, auch wenn viele auf den gleichen Namen hören. Und in einigen kurzen Momenten ist da auch eine ungewöhnlich berührende Bühnengeburt, wenn die Tänzer (allen voran Alessandra Mattana) immer wieder in der Zauberkiste einknicken, zusammenklappen, sich wieder aufraffen, um sofort wieder zusammenzusacken. Wenn sich ihre Körper bewegen. Und nicht, wenn sie Meta-Ebenen-Verfangen spielen oder hart an der Grenze zur Verständlichkeit Geschichten erzählen; schade, stammt der Text doch von Forced-Entertainment-Kopf Tim Etchells, mit „Textspenden“ zahlreicher erfolgreicher Autoren. Im Kopf bleiben aber jene Szenen des Kampfes ohne Zufriedenheit und der Selbstentäußerung ohne Kompromiss.

MATTHIAS WEIGEL

Montag, 13. Oktober 2008

Süddeutsche Zeitung Nr. 238 / Seite 59

## Kein bisschen übertrieben

Werkraum: Felicia Zellers „Kaspar Häuser Meer“

Zu den undankbarsten Berufen gehören wohl jene, die man kaum wahrnimmt, solange die Arbeit erfolgreich absolviert wird; und die nur dann auffallen, wenn einmal ein Fehler gemacht wird. Vor allem sind das die Berufsgruppen, die sich in irgendeiner Art und Weise damit beschäftigen, Schadensbegrenzung zu betreiben. Besonders aufreibend wird es dann, wenn es sich bei diesem „Schaden“ um Menschenleben handelt, wie in Felicia Zellers Stück „Kaspar Häuser Meer“, das in Lars-Ole Walburgs Regie am 3. Oktober im Werkraum der Kammerspiele Premiere hat.

Jetzt, da es nun geschrieben ist, verwundert es einen geradezu, dass diesem Thema nicht schon viel früher ein Stück gewidmet wurde. Ein psychologisches Szenario, das schon an sich ein perfektes Drama ist: Die Aufgabe der drei Jugendamt-Sozialarbeiterinnen Anika, Barbara und Silvia ist es, durch Eltern misshandelten oder verwaahlerten Kindern zu helfen und diese gegebenenfalls vor Schlimmerem zu retten, indem sie sie aus der Familie holen und in Heimen unterbringen. So etwas mag vielfach gelingen, aber kaum eine Zeitung widmet der Nachricht: „Es ist gerade nochmal nichts passiert“ auch nur eine Zeile. Wenn jedoch wie im Fall des zweijährigen Kevin aus Bremen, der 2006 von seinem Vater zu Tode geprügelt wurde, das Jugendamt zu spät kommt, erfährt jeder davon. Dass

sogar schon Dienstanweisungen an Jugendämter herausgegeben wurden, aus Kostengründen Kinder wieder in die Familien zurückzuschicken, erfährt wiederum keiner. Unter diesem Druck jagen nun Zellers Protagonistinnen täglich der Zeit hinterher, sie leben für die „große Sehnsucht nach Prävention, die nicht einlösbar ist“, und müssen nebenbei noch gegen das System ankämpfen.

„Monatlang sprach ich mit Sozialarbeitern aus meinem Bekannten- und Freundeskreis, las Blogs und Foren und sogar Gesetzestexte“, so Zeller, denn eigentlich sei die Weitergabe von Wissen über private Lebensbereiche von betroffenen Familien strafbar, wie sie auch ihrem Theatertext voranstellt. In den Sprachkaskaden ihrer Protagonistinnen findet sich aber kaum Konkretes, unter tausend Andeutungen wird vor allem durch die sprachliche Form klar, in welchem psychischen Zustand sich die Sozialarbeiterinnen befinden. Kaum ein Satz wird vollendet, manche Fragmente dafür mühenartig vor sich hin wiederholt, und unwillkürlich ergreift einen die Angst, dass allein beim Lesen die Haare auf dem eigenen Haupte ergrauen könnten. Leider hat Zeller aber anscheinend die Realität getroffen – nach der Uraufführung am Theater Freiburg riefen ihr Sozialarbeiterinnen zu: „Genau so ist es!“ Zeller dazu: „Dabei dachte ich, ich hätte ein wenig übertrieben.“ MATTHIAS WEIGEL

## Überambitioniert

„From Medea“ im Theater . . . undsofort

Viel hatten sie sich vorgenommen, die Damen der Gruppe „Theater Münchner Freiheit“: inhaftierte Mütter darstellen, die ihre Kinder töteten; psychologisch einführend, realistisch. Puh. Dadurch den Zuschauer ernsthaft in das Dilemma bringen, sich zwischen Sympathie und Antipathie den Figuren gegenüber die eigene Rezeption von Kindsmörderinnen in der Presse und damit die moralischen (Vor-)Verurteilung vor Augen zu führen; ziemlich viel. „From Medea“ heißt das Vorhaben, geschrieben von der italienischen Krimi-Autorin Grazia Verasani; Premiere hatte es unter Evelyn Plank im Theater . . . undsofort.

Und eben daran scheitert es – an dem Versuch, eine Gefängniszelle zu spielen, Mütter zu spielen, die ihre Kinder umgebracht haben, zu erklären, warum sie es wirklich taten und wie sie im Gefängnis damit und miteinander umgehen. Da mag es ja gut gemeint sein, vorher mal in einer Justizvollzugsanstalt guten Tag zu sagen oder sich das bestätigende Zertifikat einer Psychotherapeutin über die psychologische Stimmigkeit der Figurenzeichnung im Stück abzuholen, um es protzig im Programmheft zu platzieren. Daraus wird aber leider noch lange kein gutes Theater. Sondern man sieht vier Schauspielerinnen, die offensichtlich mit ihrer Aufgabe völlig überfordert sind und sich trotz der intimen Kammerspiel-Atmosphäre im Theater . . . undsofort in eine ausgestellte, distanzierte Künstlichkeit flüchten, deren Figuren nicht wirklich sympathisch sind, aber nie auch nur ansatzweise Abgründe erahnen lassen. Sie bleiben – der schlimmste Fall – einem einfach weitgehend gleichgültig.

Dass da jede irgendwann mal ihre Geschichte kurz umreißen durfte, vergisst man bald beim Ärger über die rund 20 „Blacks“, die das Stück in zum Teil nur wenige Sekunden dauernde Momente zerhacken, sodass auch noch der Rest an Atmosphäre draufgeht. Es bleiben vier junge Frauen, die irgendwann mal rufen: „Ich gebe niemandem die Schuld daran, was ich getan habe!“ Was sie denn da aber getan haben sollen, das weiß niemand so recht. MATTHIAS WEIGEL